

Zucht und Pflege : das männliche und das weibliche Prinzip in der Erziehung

Autor(en): **Zollinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zucht und Pflege

Das männliche und das weibliche Prinzip in der Erziehung

von Max Zollinger

Von dem Augenblick an, da das Kind in der Geborgenheit des Mutterschoßes zu keimen beginnt, trägt es den Gegensatz der Geschlechter in sich: es ist ja zugleich männlicher und weiblicher Herkunft, in seiner körperlichen wie in seiner seelischen Gestalt aus männlichen und weiblichen Elementen zusammengefügt. Beide Geschlechter bauen so schon vor der Geburt den leiblich-seelischen Organismus des werdenden Menschen von innen her auf.

Durch die Geburt wird das Kind der Einwirkung der Geschlechter von außen her überantwortet. Der Anfang seines Eigendaseins steht unter dem Schutz der Mutterliebe. Sie leitet die Erziehung aus der bloßen Brutpflege allmählich in bewußte Führung über. Erst nach einigen Jahren, wenn die beiden Geschlechter sich in ihrem Verhalten und in ihrer Entwicklung deutlich voneinander zu unterscheiden beginnen, setzt der männliche Anteil an der Erziehung ein. Was schon vorher an männlicher erzieherischer Mitarbeit geleistet wird, ist durchaus vom weiblichen Prinzip her bestimmt und zumeist durch eine gewisse männliche Unbeholfenheit gekennzeichnet. In primitiven Lebensverhältnissen, bei kulturfernen Stämmen bleibt das Mädchen bis zur Verheiratung im Mutterhaus; die Erziehung des Knaben aber ist nach dem Abschluß der frühen Kindheit Sache der Männer. Sie steht unter der Aufsicht des Stammesoberhauptes und gipfelt in der «Knabenweihe», einem magischen Zeremoniell, durch das der junge Stammesgenosse wie der junge Ritter durch den Ritterschlag in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen wird. Die abendländische Kultur hat den Mann immer mehr an den Erwerb des Lebensunterhaltes für die Familie gebunden und damit langsam aus der Erziehung hinausgedrängt. Der erzieherische Einfluß des Vaters vermag sich heute in vollem Maße nur noch da auszuwirken, wo der Sohn aus innerer Notwendigkeit in die Lebensarbeit des Vaters hineinwächst, und auch da nur, wenn der Vater den rechten Augenblick findet, den Sohn aus dieser ehrwürdigsten Meisterlehre und damit aus seiner Vormundschaft zu entlassen.

Den unmittelbaren erzieherischen Einfluß des Vaters ersetzt in unserer Kulturwelt eine an sich geschlechtslose, aber aus männlichem Geist geborene Macht: der Staat. Wehrdienst und Schule sind die beiden Institutionen, durch die der Staat seinen Erziehungswillen geltend macht. Beide entstammen ursprünglich nicht der Liebe zur Jugend und der Sorge um ihr körperliches und seelisches Gedeihen, sondern vielmehr dem Willen des Staates zur Erhaltung seiner eigenen Existenz: auch die Schule steht im Dienste dieser Absicht. Die Wehrerziehung ist ausschließlich für das männliche Geschlecht bestimmt und trägt unbestritten männliches Gepräge. Die Schule dagegen erfaßt zwar beide Geschlechter, wird von Erwachsenen beiderlei Geschlechts betreut und ist daher auch mitbeteiligt an der Spannung zwischen den Geschlechtern; der Grundsatz der organisierten Massenerziehung aber ist durchaus männlicher Herkunft; die erzieherischen Bemühungen der Frau sind auf das einzelne Kind oder die kleine Gruppe der Geschwister, nicht auf die Menge gerichtet, und bis auf den heutigen Tag ist das öffentliche Bildungssystem mehr auf die Bedürfnisse des männlichen als auf die des weiblichen Geschlechtes abgestimmt.

Am Anfang aller Erziehung steht die *P f l e g e*, die Wartung des Schwachen durch den Starken. Und kein lebendes Wesen bedarf der Fürsorge in so hohem Maße und während so langer Zeit wie der Mensch. Sich selbst überlassen wie das eben dem Ei entschlüpfte Küchlein, würde er nach wenigen Stunden zugrunde gehen. Darum kann die biologische Aufgabe der Mutter mit der Geburt des Kindes nicht erfüllt sein; sie geht vielmehr in diesem Augenblick aus der bloßen Hut naturhaften Keimens und Wachsens in die Sphäre persönlicher Entscheidungen über. Wie das Kind durch den lebensnotwendigsten Vorgang, die Nahrungsaufnahme, natürlicherweise noch längere Zeit mit der Mutter verbunden bleibt, so ist die Wärme der Mutter auch für die beginnende Entfaltung seines seelisch-geistigen Seins die treibende Kraft und die schützende Hülle. Die weibliche Natur ist auf dem Pflorgetrieb aufgebaut; und diese Urkraft ihres ganzen Wesens gibt allem Sinn und Richtung, was die Frau aus ihrer weiblichen Wesensart heraus vollbringt. Wenn sie genötigt ist, die Arbeit des Mannes zu verrichten, dann wendet sie sich instinktiv solchen Wirkungsgebieten zu, auf denen sie ihr Pflegebedürfnis betätigen kann — wirklich ebenbürtig ist sie dem Manne nur da, wo sie Kräfte einsetzt, die der Mann nicht hat. Sie leistet ihr Bestes dort,

wo sie ihrer Urbestimmung am nächsten kommt: in der selbstlosen, bis zur Selbstaufopferung gesteigerten Hingabe an das Kind, in der Fürsorge für die Schwächeren, in der Liebe zum Unvollkommenen und der Fähigkeit, dem darin verborgenen Vollkommeneren zur Entfaltung zu verhelfen. Die Mutter, die sich schützend zum Kind hinunterneigt — Maria mit dem Christuskind, einer der ewigen Gegenstände der bildenden Kunst — das ist die «weibliche Ursituation», die Grundhaltung, auf die jede Art weiblicher Lebensbetätigung zurückweist, unendlich einfach und doch unerschöpflich.

Die Mutterliebe als der Ursprung und das Lebenselement aller Menschenbildung hat ihren Ehrenplatz in der Pädagogik durch das Wirken Heinrich Pestalozzis erhalten. Untrennbar ist für uns mit seinem ehrwürdigen Namen das Bild der Mutter verbunden, die während ihrer Samstagsarbeit die Kinder das Lied singen lehrt: «Der du von den Himmeln bist», um den heimkehrenden Vater damit zu erfreuen. Gertrud, die Frau des Dorfmaurers Lienhard, ist die erste jener einfach mütterlichen und eben darum so großen Frauengestalten, die gemessenen Ganges, mit hellen Augen und warmem, aber nicht schwachem Herzen durch die erzählende Dichtung unseres Landes schreiten, die ältere ländliche Schwester der Frau Marie Salander, deren ganze reine Mütterlichkeit in dem knappen Satz enthalten ist: «Die Mutter schlichtete den Streit». So stark war Pestalozzis ganzes Denken vom Glauben an die erzieherische Naturbegabung der Frau beherrscht, daß er sogar seine keineswegs leicht verständliche Theorie des Unterrichts mit der Aufschrift versah: «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» und als einen Versuch bezeichnete, die Mütter zum Unterrichten ihrer Kinder anzuleiten: «durch meine Methode», ruft er schwärmerisch aus, «habe ich dem Kinde seine Mutter erhalten und dem Einfluß ihres Herzens Dauer verschafft . . . Mutter und Schöpfer, Mutter und Erhalter werden durch sie dem Kinde ein und dasselbe Gefühl; durch sie bleibt das Kind länger das Kind seiner Mutter; es bleibt durch sie länger das Kind seines Gottes . . . Mutter! Mutter! wenn ich Gottes vergesse, so vergesse ich deiner, . . . wenn ich dich liebe, so liebe ich Gott . . .»

Wie die Natur der Frau im Pfliegetrieb, so wurzelt die Natur des Mannes im Kampftrieb. Kampf ist das ganze Leben des Mannes auf der untersten Stufe der Gesittung: Kampf gegen den Hunger, gegen Naturkräfte, gegen Feinde unter Menschen und Tieren. Der Mann ist zuerst Jäger, Hirte, Ackerbauer, Krieger, dann Handwerker,

Priester, Arzt usw. Eine einheitliche Urbestimmung, auf die alle Arten männlichen Wirkens zurückweisen würden wie die weiblichen auf das Verhältnis von Mutter und Kind — die urtümlich männliche Lebensform gibt es nicht; das Leben des Mannes hat sich in eine stets wachsende Zahl von verschiedensten Betätigungen aufgespalten. In keiner einzigen aber ist das Kind als Selbstwert, als Gegenstand männlichen Wirkens enthalten. Wo immer der Mann sich mit dem Kind beschäftigte, da handelte es sich für ihn in erster Linie nicht um das Kind, sondern um die Sache; immer war dem Mann eigentlich das Werk wichtiger als das Kind. Die reine Erzieherstätigkeit, die Beschäftigung mit dem Kind um seiner selbst willen, liegt der mehr durch die Sache als durch die Person bestimmten Wesensart des Mannes ursprünglich fern. Auch den ersten männlichen Berufserziehern, den geistlichen Lehrern an den Klosterschulen, war es weit weniger um die Jugend zu tun als um die Kirche, ihre ganze erzieherische Tätigkeit war darauf gerichtet, das Dasein der Kirche zu sichern, indem sie ihr die erforderliche Zahl gut vorbereiteter Diener zuführten. Aus dieser ausgesprochen männlichen Einstellung zum Kinde heraus wirft H e r b a r t dem Verfasser des «Emile» vor, er opfere das ganze «eigentümliche», das heißt ihm selbst zu eigen gehörende Leben des Erziehers auf, wenn er diesen dem Zögling als ständigen Begleiter dahingebe: «Diese Erziehung ist zu teuer. Das Leben des Begleiters ist auf allen Fall mehr wert als das des Knaben . . .» Die fortschreitende Arbeitsteilung hat dazu geführt, daß der Mann auch in der reinen Erzieherstätigkeit heimisch, ja auf gewissen Teilgebieten sogar führend wurde. Aber er hält sich noch heute vorwiegend an diejenigen Formen der Erziehung, die in besonderem Maße durch überpersönliche Werte bestimmt sind.

Wenn der Mann sich dem Kinde zuwendet, so geschieht es weniger um des Kindes als um seiner eigenen Aufgabe willen. Er neigt sich nicht zum Kind herab wie die mütterliche Frau, sondern er holt sich das Kind in seine eigene Welt herauf, indem er es so früh wie möglich in sein eigenes Wirken einzugliedern sucht. So ist in Kiblings Telldenkmal zu Altdorf nach einem der ergreifendsten Momente in Schillers Dichtung die Grundhaltung des Vaters dargestellt: mit der Rechten hält der Mann die Armbrust, das Kennzeichen seiner männlichen Bestimmung, die Linke hat er dem Knaben auf die Schulter gelegt; sein Blick ist nicht auf das Kind, sondern auf das ferne Ziel gerichtet; der Knabe muß sich anstrengen, um mit dem

Vater Schritt halten zu können, und fragend schaut er zu ihm auf: «Vater ist's wahr?» — denn der Vater weiß, wie die Dinge jenseits von allem persönlichen Meinen wirklich sind.

Wie die Pflege das weibliche, so kennzeichnet die **Zucht** das männliche Element in der Erziehung. Die Frau steht durch ihr körperliches Schicksal der Natur näher als der Mann; sie ist daher vor allem Hegerin dessen, was auf Grund naturgesetzlichen Wachstums werden will; der Mann dagegen läßt sich mehr durch das bestimmen, was nach seinem Willen werden soll. Das höchste Glück des weiblichen Erziehers heißt: gewähren; der größte Stolz des männlichen Erziehers heißt: fordern. Weibliche Erziehung räumt Hindernisse aus dem Weg, damit sich das Kind daran nicht weh tue; männliche Erziehung schafft Widerstände, damit die Kraft des Kindes daran wachse, sie sucht sogar Gefahren auf, damit der Mut des Kindes daran erstarke: «Knaben und Jünglinge müssen gewagt werden, um Männer zu werden» (Herbart). Die Frau liebt das Kind um des Kindes willen; der Mann liebt im Kind den künftigen reifen Menschen. Die Frau möchte das Kind so lange wie möglich klein erhalten, denn nur so lange es klein ist und sie braucht, gehört es ihr (darum halten Mütter ihre Kinder so oft für jünger, als sie wirklich sind); der Mann kann es nicht erwarten, bis das Kind groß geworden ist (darum fordern Väter von ihren Kindern, von den Söhnen vor allem, so oft mehr, als diese zu leisten vermögen). Dem Herzen der Frau steht immer das pflegebedürftigste Kind am nächsten; dem Herzen des Mannes das bildsamste, das sich den höchsten Ansprüchen gewachsen zeigt. Weibliche Erziehung sucht die Wertunterschiede zwischen den Menschen auszugleichen, indem sie die Schwachen emporhebt und die Benachteiligten und Mißachteten in die Nähe der Glücklichen heraufführt; männliche Erziehung geht darauf aus, diese Unterschiede zu vertiefen: sie anerkennt Grade der Begabung und bevorzugt bewußt die höchsten davon, indem sie sie unter die Zucht der strengsten Forderungen stellt. Dieser männlichen Auffassung vom Sinn der Erziehung gibt **Nietzsche**, der Fanatiker der Männlichkeit, mit den Worten Ausdruck: «Das Wünschenswerteste bleibt unter allen Umständen eine harte Disziplin zur rechten Zeit, das heißt in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehn. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder andern: daß viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst als

normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird . . . Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen».

*

Das männliche Prinzip der Zucht und das weibliche Prinzip der Pflege bilden die beiden elementaren Antriebe jeder Art von Erziehung. Nicht allein die Pädagogik als Theorie der Erziehung sieht sich immer wieder auf den Gegensatz dieser beiden Kräfte zurückgeführt; auch jeder einzelne erzieherische Akt ist bewußte oder unbewußte Auseinandersetzung dieser beiden Mächte. Immer steht die eine gegen die andere auf, immer wirkt die eine der andern entgegen; und immer wieder zeigt es sich, daß keine von beiden für sich allein bestehen könnte. Denn mit Liebe allein kann man ebenso wenig erziehen wie mit Strenge allein. Eine Pädagogik der reinen Herzensgüte hätte zur Voraussetzung, daß der Mensch, das Kind, von Natur absolut gut wäre; eine Pädagogik der reinen Strenge hätte den absolut bösen Menschen zur Voraussetzung.

Im zweiten Fall wäre eine Erziehung überhaupt nicht möglich. Aber auch die Annahme, der Mensch sei absolut gut so, wie er aus der Hand des Schöpfers hervorgehe, er werde erst durch die Menschen, die schlechten Erzieher vor allem, verdorben — auch diese Annahme ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, so oft sie auch in Umlauf gesetzt worden ist. Nicht gut oder böse ist der Mensch von Natur; er ist vielmehr beides, aus Unvollkommenheit geboren und zu ewiger Unvollkommenheit bestimmt — es ist die anmaßendste Selbstüberhebung der Pädagogik, wenn sie sich einbildet, sie könne mit ihren menschlichen Mitteln die menschliche Gebrechlichkeit aus der Welt schaffen und damit den Unterschied zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf aufheben. Die echte erzieherische Güte schließt die Erkenntnis menschlicher Unzulänglichkeit in sich, die echte erzieherische Strenge den Glauben an das Gute, das in jedem Menschen verborgen ist.

Weder das männliche noch das weibliche Prinzip darf sich daher die Alleinherrschaft, ja nicht einmal die unbedingte Vorherrschaft in der Erziehung anmaßen. Die Pädagogik der reinen Güte führt über die Verwöhnung zur Selbstverweichlichung, die Pädagogik der reinen Strenge über die Einschüchterung zur Selbstverhärtung; in beiden Fällen ist ein lebensuntüchtiger Mensch das Ergebnis wohl-

gemeinter erzieherischer Bemühungen. Die nur vom weiblichen Prinzip der Pflege geleitete Erziehung hat die Benachteiligung der Starken um der Schwachen willen zur Folge; die nur vom männlichen Prinzip der Zucht beherrschte Erziehung vernachlässigt zu sehr die Schwachen um der Starken willen. Deutlich zeichnet sich in der gegenwärtigen Lage der praktischen Pädagogik die Spannung zwischen diesen beiden Extremen ab. Das Prinzip der helfenden Liebe, die sich mit Hingabe zu den Schwächsten, den Ärmsten herabneigt, findet in der organisierten Fürsorge für die körperlich oder geistig oder sozial zu kurz gekommenen Kinder seinen sichtbaren Ausdruck — was heute von selbstlosen Frauen und Männern auf diesem Gebiet geleistet wird, das ist Erziehungsarbeit nach dem Herzen Pestalozzis und kein fühlender Mensch wird die dafür aufgewandte Mühe bedauern. Aber die ethisch und sozial notwendige Fürsorge für die Schwachen darf nicht dazu führen, daß auch die Erziehung der Starken und Gesunden an den Ansprüchen der Schwachen und Kranken orientiert werde. Es ist ein Unrecht, wenn die Erziehung den Begabten künstlich auf der Stufe des Minderbegabten zurückhält, nur um diesen den Unterschied nicht fühlen zu lassen, oder wenn der Unterricht dem Tüchtigen die verdiente maßvolle Anerkennung seiner Leistung verweigert, um den Untüchtigen nicht zu kränken. Die Liebe zum Schwachen hört auf, eine Tugend zu sein, wenn sie den Wert des Starken und Gesunden um des Schwachen und Kranken willen verkleinert. Die gesunde Jugend selber protestiert gegen eine solche Selbstentmannung der Erziehung. Ein «männlicher Protest» gegen die Überbetonung des weiblichen Erziehungsprinzips ist zum Beispiel die Pfadfinderbewegung mit ihrer starken Betonung des Führergedankens und des Prinzips der Zucht; sie geht auf die robuste Mutpädagogik der englischen College-Erziehung zurück, und diese Pädagogik ist männlichen Charakters. Und eine Zeit, die so ausgesprochen männliches Gepräge zeigt wie die unsere, bedarf für ihren gesunden Nachwuchs in erhöhtem Maße einer Erziehung aus dem männlichen Geiste der Kraft, der Zucht und des Mutes zu verantwortlicher Entscheidung. Eine Nation, die dies nicht begreifen will, wird vor den Forderungen des kommenden Tages nicht bestehen können.

Wie jedes der beiden Geschlechter physisch auf das andere angewiesen ist, so müssen sich auch in der Erziehung das männliche

und das weibliche Element miteinander verbinden. Die gesunde Familie ist und bleibt die beste Grundlage für die Erziehung. In keinem, auch nicht in dem von den tüchtigsten Erziehern geleiteten Internat erfährt der heranwachsende Mensch so wie hier die friedliche Auseinandersetzung der Geschlechter, ohne damit selbst von der verwirrenden Macht des Geschlechts berührt zu werden. Das Kind selber verlangt darnach, die Spannung zwischen den Geschlechtern an seinen Eltern zu erfahren; zieht sich der eine Teil aus der Erziehung zurück, so sucht es bei Fremden das, was ihm zu Hause vorenthalten wird. Gefährlich wird dieser Gegensatz für die Erziehung erst dann, wenn er in Trotz übergeht, das heißt: wenn die eine Seite sich mit dem Protest um des Protestes willen begnügt; die zum Trotz verhärtete Strenge auf der einen Seite bewirkt auf der andern eine aus dem Widerspruch geborene unechte Milde, und umgekehrt — übersteigt die Spannung einen gewissen Grad, so ziehen sich die beiden Pole nicht mehr an, sondern sie treiben sich immer weiter auseinander.

Eine Verbindung müssen und können die beiden Elemente der Erziehung auch in jedem einzelnen Erzieher selber eingehen: kein Mensch vertritt ja nur sein eigenes Geschlecht, in jedem steckt von seinen Eltern her etwas von der Art des andern. Darum gibt es für den Erzieher in der Wahl des richtigen Erziehungsweges kein schroffes Entweder-Oder: es genügt nicht, streng zu sein, sondern in der Strenge muß immer auch ein Goldkorn echte Güte zu spüren sein, sonst macht sie nicht stark, sondern schwach und mutlos; und es genügt nicht, milde zu sein, sondern in der Milde muß immer auch ein Gran Härte enthalten sein, sonst schläfert sie ein und macht ichhaft und weichlich. Wie alles wirklich Lebendige beruht auch die Erziehung auf einem Spannungsausgleich. Diesen Fundamentalsatz aller pädagogischen Erkenntnis hat P e s t a l o z z i im «Schweizerblatt» mit dem Enthusiasmus seines liebeheißen Herzens in die Welt hinausgerufen:

«Mütter! Väter! und Erzieher der Menschen! Wärme und Kühlung erhaltet alles, was lebet. Kühlung und Wärme richtig zu mischen, ist das Geheimnis der physischen und sittlichen Erziehung, und euere Weisheit bestehet darin, daß ihr euern Boden und euere Pflanzen erforschet, in welchem Verhältnis ihr ihm Sonne scheinen lassen dürfet, und in welchem Verhältnis er Nacht und Schatten und Kühlung und Regen bedarf...» In Pestalozzis Postulat der

«sehenden», nicht «blinden» Liebe ist der Gegensatz von «Vatersinn und Muttersinn», Zucht und Pflege, Logos und Eros aufgelöst. Und dies ist in Wahrheit jene Liebe, die den Himmel bewegt und alle Gestirne.

KLEINE RUNDSCHAU

Spitteler in England

Wenn Spitteler in England heute nicht mehr völlig unbekannt ist, so ist das in erster Linie einem auch sonst um die Schweiz verdienten Manne zu danken, James F. Muirhead.

Daß Dr. James F. Muirhead mit dem Schaffen Carl Spittelers bekannt wurde, war ein Zufall, daß er des Dichters begeisterter Anhänger und Vorkämpfer wurde, geschah nicht von ungefähr. Dreißig Jahre war Dr. Muirhead Generaleditor der englischen Ausgabe des Baedeker. Er hatte infolge des Krieges die «Blue Guides» mit seinem Bruder Findlay Muirhead begonnen, kannte fast jeden Winkel der Schweiz, war im Jahre 1925 dabei, seinen vortrefflichen «A Wayfarer in Switzerland» zu schreiben, und hatte bei alledem, wie er mir sagte, bis zum 20. August 1925 nicht mehr von Carl Spitteler zu Gesicht bekommen als einige Zeitungsnotizen über die Verleihung des Nobelpreises und den Tod des Dichters, — wie viele Schweizer und Deutsche wissen mehr über Spittelers Werk? An diesem Tage führte der Zufall Muirhead mit einer Deutschen zusammen, die ihm erklärte, er müsse Spittelers in seinem «Wayfarer» gedenken. «Auf dem Heimwege zum Hotel kauften wir seine «Balladen and «fell for him at once».

Wer dem durch die Last der Jahre ungebeugten James F. Muirhead gegenübergesessen, ihn mit junger Begeisterung und Hingabe hat über den Dichter sprechen hören, der fühlt, daß es kein Zufall war, daß gerade dieser Mann am Abend seines Lebens eine neue Liebe entdeckte. Daß der Engländer die ihm zunächst gewiß fernliegende Dichtung sogleich zu ver-

stehen und zu bewundern vermochte, ist aber auch ein Zeichen für Spittelers wirkende Kraft.

Im Jahre 1926 veröffentlichte Muirhead im Wayfarer zwei Übersetzungen kurzer Gedichte Spittelers und eine knappe Würdigung seines Werkes, übersetzte im Jahre 1927 die «Lachenden Wahrheiten», die dem Verleger ebenso wie seiner Zeit Eugen Diederichs besser für einen Publikumserfolg geeignet erschienen als die poetischen Werke, veröffentlichte im Jahre 1929 zusammen mit Miß Ethel Colburn Mayne «Ausgewählte Gedichte» in Übersetzung, dann 1931 allein «Prometheus und Epimetheus», dann — fand sich für die Übersetzung von «Imago», die abgeschlossen vorliegt, kein Verleger mehr! Vor Muirhead hatte im Jahre 1922 Mme. La Roquette-Buisson die «Mädchenfeinde» übersetzt, und als einzige mit feinen Illustrationen versehene Ausgabe veröffentlicht. Dies Buch ist längst vergriffen und wird nicht wieder gedruckt.

Es erschien als eine ungemein schwierige, wenn nicht unlösbare Aufgabe, Spittelers ursprüngliches, neugeschaffenes, alemannisches Deutsch in eine fremde Sprache zu übertragen. Muirhead hatte einen ausgezeichneten Führer: die Sprache der Bibel, die ihm von Jugend auf vertraut und nahe war. Die Übersetzungen beurteilt Lockett: «Wie konnten Spittelers schwer rollende Wogen von Rhythmus und Reim, die daherstürmen gleich Brechern, wenn die Flut steigt, mit perlenden Worten, die so lang sind, daß zuweilen drei oder sogar nur zwei eine zwölfsilbige Zeile füllen, — wie konnte das in unsere zarte, fein ge-